

Man kann die Scheune schon von Weitem sehen. Das satte Rot, wie es sich so scharf vom Himmel abhebt, als wären die Konturen mit einer Rasierklinge ausgeschnitten. An der Giebelseite prangt ein Kreis, darin ein farbig geschmückter Stern, und hineingesetzt in diese liebliche Gegend des Berks County im Südosten Pennsylvanias wirkt das Ganze wie aus einem Märchen gefallen, und ganz so falsch liegt man damit nicht.

VON MARION HAHNFELDT

„Die Ornamente sind Abbilder der Sterne am Himmel“, sagt Patrick Donmoyer. Seine Worte liegen über dem Raum, sie erzählen von einer Zeit, in der alles begann. Als die deutschen Siedler vor über 300 Jahren ihre alte Heimat hinter sich ließen, um hier in der Gegend ihr Glück zu versuchen. Die meisten waren Bauern, die meisten kamen aus der Pfalz, viele hatten ihr Hab und Gut für eine Überfahrt über den Atlantik gegeben, Monate großer Entbehrungen lagen hinter ihnen, und auch wenn sie sich mutig dem Unbekannten entgegenstellten, in ihren Bräuchen und ihrem Glauben fanden sie Halt.

Patrick Donmoyer nimmt auf einer schmalen Bank Platz; das Holz knarrt unter jeder Bewegung. Es klingt, als wären es die Planken eines Schiffs. Unter der Decke hängen Bilder der amerikanischen Präsidenten George Washington und Abraham Lincoln, an der Tafel sind mit Kreide die Wörter „Deutsche Sprichwade“ geschrieben, als Beispiel steht darunter: „Spaar dei Geld“ oder „Alle Daag iss net aarn“.

Früher war der 1870 gebaute Raum ein Klassenzimmer, heute ist er Teil des Pennsylvania German Cultural Heritage Center. Als sich die Deutschen auf diesem Stück Erde niederließen, versuchten sie, ein Stück ihrer Traditionen in die Gegenwart zu retten. Sie sprachen Deutsch, sie dachten Deutsch, und ihre Scheunen und Mühlen schmückten sie mit bunten geometrischen Figuren, häufig waren es sechsstrahlige Sterne. Und weil, so zumindest geht die Legende, die deutsche Zahl sechs in fremden Ohren wie Hex klang, fand sich der Begriff Hex Sign dafür.

Patrick Donmoyer allerdings bevorzugt das Wort Barnstar, also Scheunestern, weil die Malereien nach seiner Auffassung mit Hexerei so wenig zu tun haben wie die Wissenschaft mit Aberglaube. Der 33-Jährige ist Experte auf dem Gebiet, er hat ein Buch über die Ornamente geschrieben, er sagt: „Die Sterne sind optisch atemberaubend und sie inspirieren uns, die Geschichten unserer Kultur zu lernen, sie zeigen uns, was es bedeutet, Pennsylvania-Deutscher zu sein.“

Als er während seines Kunststudiums mit seinen Recherchen begann, war nicht viel bekannt über die Scheunensterne, das meiste mehr Andeutung als Wissen. Und viele der Malereien waren bereits verwaschen von Wind und Wetter, auf dem Holz waren sie kaum zu erkennen, sich selbst und der Zeit überlassen. Für ein knappes halbes Jahr fuhr er quer durchs Land, zehn bis zwölf Stunden am Tag, und was er fand, bezeichnet er heute als eine der „wichtigsten öffentlichen Ausdrucksformen der deutschen Volkskunst in Pennsylvania“.

Wie die meisten in der Gegend ist Donmoyer Nachfahre deutscher Einwanderer, sein Ururgroßvater war einst mit dem Schiff über Bremerhaven nach Amerika gekommen. Er ist der Zehnte in der Generation, in Kutztown leitet er das Pennsylvania German Cultural Heritage Center, in seiner Freizeit schreibt



Die Scheunensterne haben sechs bis zwölf Zacken, und es gibt sie in unzähligen Variationen

## Die Magie der deutschen Sterne

Seit 300 Jahren wird Pennsylvania von Deutschen geprägt. Mitgebracht haben sie ihre Hexenzeichen. Über eine rätselhafte Kunst



Hex Sign an einer Scheune im US-Staat Pennsylvania

er für die Redaktion „Hiwwe wie Driwwe“, ein Heftchen, deren Texte in Dialekt geschrieben sind, „Hiwwe wie Driwwe“ heißt übersetzt „hüben wie drüben“, und genau so ist das Konzept zu verstehen.

„Wir bringen Leute zusammen“, sagt er. Es gehe um Völkerverständigung, es gehe darum, Verständnis füreinander zu entwickeln. Und man muss nur mal über den Friedhof der Stadt gehen, um zu verstehen, was ihn antreibt. Die Menschen, die dort begraben liegen, heißen Elisabeth Bieber, Jacob Biel oder Jakob Singemeister, die Städte im County nennen sich Hamburg oder Hannover, und das ist alles kein Zufall.

Früher dachte Patrick Donmoyer, eine Scheune sei eine Scheune, heute sieht er überall die Symbole und versteht ihre Sprache. Er hält Vorträge über das Thema, er ist als Gastredner immer wieder in Deutschland, er dokumentierte Hunderte von Beispielen, er recherchierte, er machte Tausende von Fotos, er sprach mit den Hauseigentümern über die Geschichte und Hintergründe, er kartierte die Standorte, er war überrascht von der Vielzahl der Designs und der Vielzahl der Standorte; gerade bereitete er zu dem Thema eine große Ausstellung nahe Philadelphia vor, er ist überzeugt: Kutztown ist das Epizentrum von allem.

Einmal im Jahr findet im Ort das Folk Festival statt, ein über neun Tage dauerndes Fest, in diesem Jahr feiert man das 70. Jubiläum, aus weiten Teilen des Landes reisen die Menschen dafür an, es gibt Musik mit viel Tanz, man kann an einer Hochzeit der Amish People teilnehmen, und über allem

leuchten die Scheunensterne. Auf der Pennsylvania Dutch Hex Sign Tour lässt sich gut verfolgen, wie weit im Land die Sterne verbreitet sind. Kutztown, Virginville, Windsor Castle, wie Perlen auf einer Kette ziehen sie sich durchs County.

Niemand weiß genau, warum die Deutschen wirklich ihre Scheunen dekorierten, es gibt dazu die unterschiedlichsten Interpretationen; die einen sagen, dass die Menschen glaubten, damit



MANCHE TÄTOWIEREN SICH DIE ZEICHEN AUCH AUF IHRE OBERARME

das Böse abwehren zu können, andere sind überzeugt, dass der Ursprung rein künstlerischer Natur war, es könnte aber auch alles ganz anders gewesen sein, jeder hat seine eigene Theorie.

Patrick Donmoyer sagt: „Die Menschen haben das gezeichnet, was sie gesehen haben, also Sonne, Mond und Sterne.“ Sein Lieblingsmotiv ist der Milton Hill Star, ein aufwendiger Stern, bei dem es scheint, als würden sich die Strahlen ineinander drehen, und glaubt man ihm, ist der Acht-Punkte-Stern der am häufigsten verwendete, weil er am einfachsten zu reproduzieren ist.

Die Muster reichen dabei von fünf- bis zu zwölfstrahligen Sternen, manchmal finden sich Tiere in den Medaillons, mal Blumen, mal Pflanzen, die Palette ist so vielfältig, wie es die Fantasie erlaubt. In der Regel werden vier bis fünf Farben verwendet, ein Kreis symbolisiert dabei Einheit, das Eichenblatt steht für Stärke, Grün für Leben, Gelb soll Fruchtbarkeit darstellen, Rot Stärke, Weiß Reinheit.

Herzen stehen für die Liebe, Vögel für Glück, Tulpen für den Glauben, nichts kommt von ungefähr. Einer der schönsten Scheunensterne zeigt zwei blaue Vögel, in der Mitte überlappende Herzen und darunter eine Tulpe. Gemalt hat das Ganze Eric Claypoole, ein Volkskünstler aus Lenhartsville.

Claypoole lernte das Handwerk von seinem Vater Johnny, der wiederum wurde von Johnny Ott inspiriert, in den Künstlerkreisen des Countys eine Legende. Glaubt man den Erzählungen, hat Johnny Claypoole dem Sternemaler Ott am Sterbebett versprochen müssen, die Kunst der Scheunenmalerei weiterzuführen.

Mit dem Tod seines Vaters vor 22 Jahren übernahm dann Eric die Geschäfte, inzwischen ist er für die überwiegende Mehrheit der historischen Sternenneuanstriche verantwortlich. Die „New York Times“ bezeichnete ihn einst als Geisterjäger, er selbst sieht sich eher als Handwerker. Seine Kunden kommen von überall aus den USA, auch aus dem Ausland melden sich die Leute bei ihm, sie hängen sich seine Sterne auf die Terrassen, sie hängen sie sich über den Kamin oder den Frühstückstisch, und es gibt welche, die tätowieren sich die Symbole auf die Oberarme.

Es sind die zwölfsternigen Motive, die ihn am meisten faszinieren, sagt Claypoole; er mag die Symbolik daran, 12 Strahlen, sie sollen für die 12 Apostel stehen, in der Mitte ein Windrad als Zeichen für Jesus. Aber auch im Achtstern kann er sich verlieren, weil, wie er sagt, die geometrische Form eine besondere sei. Und dann erzählt er, wie er einst bei einem Folk Festival auf eine Frau von 90 Jahren traf, interessiert zeigte sie auf den reich geschmückten Hill Star – und ermunternd von ihren Fragen begann er zu erzählen. Er sprach über die Symbolik, er sprach darüber, wie sein Vater das Motiv nach einem Scheunenmaler in der Gegend benannt hatte, Milton Hill dessen Name. Er erzählte ihr, dass dieser Hill einer der führenden Sternemaler der Region gewesen sei und dass er die Sterne in seiner Mudderschprooch „Schtanne“ genannt hatte; er redete und redete, er redete über die Kreativität und Produktivität des Scheunenmalers, er redete ohne Punkt und Komma, und am Ende seines Vortrags lächelte die Frau ihn an und sagte: „Danke, das war mein Vater.“

Fragt man Claypoole nun nach der Magie der Hex Signs, antwortet er diplomatisch, „Ich fühle die Magie, die die Menschen damit verbinden.“ Für ihn sei das Ganze ein magisches Mysterium („magical mystical“). Nichts anderes sagt Patrick Donmoyer, der Wissenschaftler aus Kutztown. „Die Sterne ermöglichen es uns, unsere Kultur und unser Erbe zu erforschen und sie helfen uns, uns darin auszudrücken.“

Fährt man dann an einem sonnenklaren Tag durch Berks County, kann man die Scheune schon von Weitem sehen. Das satte Rot, wie es sich so scharf vom Himmel abhebt, als wären die Konturen mit einer Rasierklinge ausgeschnitten. An der Giebelseite prangt ein Kreis – und er erzählt seine eigene Geschichte.

## Aasgeier der Zivilisation

Gaffer gab's immer. Aber heute kompostieren sie jede Katastrophe zu Humus für die Digitalwelt, indem sie sie filmen und die Videos ins Netz stellen

In den Achtzigerjahren leistete ich meinen Zivildienst in einem Kulturzentrum, in dem auch Rockkonzerte stattfanden – unter anderen kamen dort Soundgarden bei ihrer ersten Deutschlandtournee vorbei.

VON MATTHIAS HEINE

Beim Auf- und Abbauen der Verstärkeranlagen erzählten wir uns unkorrekte Witze mit pseudoarabischen Namen: „Wie heißt ein arabischer Tontechniker?“ – „Machmahall.“ – „Und wie ein arabischer Roadie?“ – „Hammamagaffada.“ Letztes war eine Anspielung auf das Gaffa-Tape, ein Klebeband, mit dem man wirklich alles befestigen kann und das das wichtigste Arbeitsmittel aller Roadies und Bühnentechniker ist.

In dieser Kolumne geht es allerdings nicht um Gaffa, sondern um Gaffer. Von denen hört man neuerdings sehr viel.

Wie die Trolle gehören sie zu den von jedermann verachteten Erscheinungen des Digitalzeitalters. Sie sind die Aasfresser unserer Zivilisation: Sie kompostieren jede Katastrophe zu Humus für den Bilderstrom, indem sie mit ihren Handys filmen und die Videos in die Netze stellen.

So berichtete die „Berliner Morgenpost“ vor ein paar Wochen: „Schaulustige: Wieder Gaffer bei Rettungseinsatz. Zwei Frauen mussten am Freitag nach einem Unfall aus ihrem Auto herausgeschnitten werden. Dutzende Schaulustige störten den Einsatz.“ Und ein großes Thema in WELT war, dass die Polizei im Februar gewissermaßen zurückfilmte: „Polizei veröffentlicht Fotos von Gaffern nach Autobahnunfall.“ Die Gaffer waren nun also selbst auf Tape.

Lange war Gaffer die Bezeichnung für einen, der nichts tat, außer zu glotzen und Maulaffen feilzuhalten. Das Wort

schrub dem so Genannten eine gewisse hypnotisierte Unbeweglichkeit zu. Gleichzeitig war mit dem Gebrauch des Ausdrucks immer schon eine moralische Abwertung verbunden. Karl Kraus schreibt 1900 in der „Fackel“, dass die Wiener Blätter die Hintergründe des dritten Selbstmordes eines Schülers der Wiener Handelsakademie in kurzer Zeit verschweigen. Er erklärt das damit, dass der Direktor der Akademie großzügig Anzeigen in den still ruhenden Gazetten schaltet: „Die näheren Begleitumstände eines Selbstmordes – mit welcher liebevollen Sorgfalt wären sie sonst vor den Augen der Gaffer ausgebreitet worden!“

Man sieht daran: Der Gaffer wird von sensationellen, gerne auch blutigen

Umständen angezogen. Als Beispiel dafür mag ein Zitat aus dem Roman „Erfolg“ von Lion Feuchtwanger dienen. Dort hieß es 1930 über das Opfer einer Straßenschlägerei, das gerade von vier Männern verprügelt wurde, weil es einer bedrängten Frau zu Hilfe kommen wollte: „Dass er jetzt in einem dicken Kreis von Gaffern steht, ein wenig schwankend, Gesicht und Hände blutbesudelt, scheint ihn nicht zu stören.“

Feuchtwangers Szene spielt in München. Der Gaffer ist ein typischer Bewohner der Großstädte. In der Literatur wird er von so unterschiedlichen Autoren wie Hans Fallada, Kurt Tucholsky, Egon Erwin Kisch und Patrick Süskind in Berlin oder besonders gern in



Ein Mann, ein Wort Sprachkolumne

Paris verortet. Zum Skandal wurde der Gaffer erst, als er anfang, tätig und geschäftstüchtig zu werden. Es ist ein etwas veränderter Typus, der dafür gesorgt hat, dass man das Wort seit ein oder zwei Jahrzehnten immer häufiger liest. Voraussetzung für diese Mutation waren allgegenwärtige Kameras und das Internet. Heute gafft der Gaffer nicht nur, sondern er holt sein Handy heraus, um die Katastrophe, die er be-gafft, auf Video festzuhalten und eventuell beim Fernsehen, bei den Boulevardmedien, auf seinem eigenen YouTube-Kanal oder wenigstens Facebook zu vermarkten – auch wenn es ihm nur die Kryptowährungen der Aufmerksamkeitsökonomie einbringt.

Ein andere Daseinsbedingung für diesen Gaffer neuen Typs ist der geschwundene Respekt vor der Obrigkeit. Ein Topos älterer Gaffer-Beschreibungen ist, dass die Gaffer sich – widerstre-

bend zwar, aber zuverlässig – zerstreuen, wenn sie von der Polizei dazu aufgefordert werden. Menschlich und mitfühlend war der Gaffer noch nie, aber wenigstens ein halbwegs folgsamer Untertan. Heute betrachtet er das Gaffen als Menschenrecht, das ihm nicht streitig gemacht werden darf. Wer es versucht, muss mit Pöbelei und Widerstand rechnen. Aus einer großen Gruppe von Gaffern konnte schon immer ein Mob werden, wenn die Trance sich in Wut verwandelte.

In unserer Zeit ist der Weg von Hypnose zur Massenpsychose kürzer geworden. Der Gaffer begnügt sich nicht mehr damit, Polizei, Feuerwehr und Rettungskräfte zu behindern. Er greift sie an. Das filmt er natürlich. Und schafft so selbst neue Sensationen heran für den kleinen Erregungsfloh-zirkus, dessen Direktor er so gerne sein möchte.